

Christliches Existenzbewußtsein*

Zum einhundertsten Geburtstag Peter Wusts

Von Hermann WESTHOFF (Aachen)

Eine kurze Skizzierung des Lebensweges Peter Wusts mag vorweg als Verständnisgrundlage für jene Werke dienen, die seine Einstellung zur Metaphysik schwerpunktl. deutlich machen. Diese Werke sind: „Die Auferstehung der Metaphysik“ (1920), „Naivität und Pietät“ (1925), „Die Dialektik des Geistes“ (1928) und „Ungewißheit und Wagnis“ (1937).

Als ältestes von elf Kindern eines bäuerlichen Siebmachers wurde Peter Wust am 28. August 1884 in dem Dörfchen Rissenthal bei Merzig im Saargebiet geboren. Allzeit hat er es als ein Zeichen besonderer Fügung angesehen, daß sein Geburtstag zugleich auch der Tag des Gedenkens an die Geburt Goethes und an den Tod des heiligen Augustinus war. Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß Wust sich sein Leben lang diesen beiden Großen besonders verbunden fühlte.

Im Elternhaus herrschte bittere Not. Der karge Lebensunterhalt wurde durch die Fertigung von Sieben bestritten, eine Arbeit, bei der die ganze Familie mitzuhelfen hatte; vorweg natürlich Peter als der älteste, der seinen Vater auch begleitete, wenn dieser als Hausierer die Produkte der Heimarbeit in der Umgebung zum Verkauf anbot.

Für Peter kam eine weitere Not hinzu, die ihm immer mehr zusetzte: der tief eingeborene Hunger nach Wissen. „Studieren wollte ich; studieren um jeden Preis. Dieser Gedanke beherrschte mich völlig“; so beschrieb er später in „Gestalten und Gedanken“, dem Rückblick auf sein Leben, diesen Zustand.

Schließlich fand diese Not doch noch ihr Ende. Peter Wust, der nach seiner Volksschulzeit neben seiner Arbeit im Elternhaus auch noch als Hütejunge des Dorfes tätig war, erhielt Lateinunterricht vom Dorfpfarrer Braun, der das Talent des Knaben erkannt hatte. Als Sechzehnjähriger bestand Wust die Aufnahmeprüfung für die Quarta des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Trier, das er bis zum Abitur 1907 besuchte.

In der Familie galt es als ausgemacht, daß er Priester werden sollte. Doch schon auf den Oberklassen des Gymnasiums hatten Kinderglaube und Christentum in ihm dem Bekenntnisniveau eines Goethe und seines idealistischen Humanismus Platz machen müssen. Der Gedanke an den Priesterberuf wich der Überlegung um die Laufbahn des Gymnasiallehrers. Das führte zur Entfremdung mit den Eltern, die in ihm von nun an den „Abtrünnigen“ und den „Verlorenen Sohn“ sahen. Peter Wust begann sein Philologiestudium in Berlin. Warum gerade dort? War es die

* Text eines Vortrages, der in der Philosophischen Sektion der Görres-Gesellschaft am 9. Oktober 1984 in Regensburg gehalten wurde.

Folge der Entfremdung? War es der Ruf des Philosophen und Pädagogen Friedrich Paulsen? Wust selbst beschränkt sich später auf die fragmentarische Andeutung, daß „irgendwelche Umstände“ für die Wahl Berlins gesprochen hätten.

Er studierte Anglistik und Germanistik, dazu Philosophie. „Hunger und Not, aber ich sitze zu Füßen Friedrich Paulsens. Die Lockungen der Philosophie beginnen. Kampf zwischen Goethe und Platon“, so heißt es in einem Briefe Wusts über diese Zeit an seinen Landsmann Josef Antz, der nach dem Zweiten Weltkrieg die Pädagogischen Akademien in NRW ins Leben rief.

Da Paulsen damals bereits schwer erkrankt war und seine Vorlesungen deshalb immer häufiger ausfielen, siedelte Wust 1908 nach der seiner Heimat näher gelegenen Universität Straßburg über. „Dort klammerte ich mich in der Philosophie mit ganzer Seele an die Vorlesungen Clemens Baeumkers“, bekennt er in „Gestalten und Gedanken“.

Juli 1910 bestand Wust in Straßburg sein philologisches Staatsexamen, das Ende seiner materiellen Not zeichnete sich ab. Im gleichen Jahre, am 20. September, heiratete Wust in Püttlingen an der Saar, dem Wohnort seiner Großeltern, Käthe Müller. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, Sohn Benno und die Töchter Else und Lotti.

Peter Wust war insgesamt zwanzig Jahre, von 1910 bis 1930, im höheren Schuldienst tätig, in Berlin, Neuss, Trier und Köln. Zu Höhepunkten dieser Jahre wurden seine Promotion Januar 1914 bei Oswald Külpe in Bonn über „John Stuart Mills logische Grundlegung der Geisteswissenschaften“; ferner seine Freundschaft mit Max Scheler, mit dem er 1921 in Köln zusammentraf – eine Freundschaft, die fast ein Jahrzehnt anhielt. Scheler, den der Religionsphilosoph Ernst Troeltsch einmal den „katholischen Nietzsche“ nannte, hat Wust so stark beeindruckt, daß dieser nach seiner eigenen Aussage in eine „fortlaufende Gedankenrevolution“ geriet. In der Kritik des Rationalismus stimmten Scheler und Wust ebenso überein wie in der Auffassung, daß das Werterfassen des Menschen bereits in der emotionalen Tiefenschicht seinen Ausgang nehme, wie dies von Augustin bereits gesehen und vorbereitet worden war. In bezug auf eine Theorie des Erkennens stimmten beide ferner darin überein, daß die Werterkenntnis ursprünglicher als die rein theoretische Erkenntnis sei und deshalb das Entgegenbringen von Interessen alle weiteren Erkenntnisakte begründet und ausrichtet.

Der vertraute langjährige Umgang mit Max Scheler ist es auch gewesen, der Wust einer Philosophie objektiver Wertigkeiten zuführte und seine Rückkehr zum katholischen Glauben, von dem er sich schon vor Beginn seiner Universitätsstudien in Berlin, Straßburg und Bonn distanziert hatte, nachhaltig mitbeeinflusste.

Nachhaltige Wirkung auf Wust hatte schließlich auch seine Reise nach Paris, wo er mit führenden Männern des „Renouveau Catholique“ zusammentraf.

Herbst 1930, am 14. Oktober, erhielt Wust die Berufung auf einen Lehrstuhl für christliche Philosophie an der Universität Münster. Acht Jahre später erkrankte er an Oberkieferkrebs, der sich bald auf die Zunge und den Gaumenbereich ausdehnte und ihn zum Ende des Wintersemesters 1938/39 zwang, seine Lehrtätigkeit aufzugeben.

Peter Wust starb am 3. April 1940 in Münster, noch keine 56 Jahre alt.

In „Gestalten und Gedanken“, seinen Lebenserinnerungen, erzählt Peter Wust von jenem denkwürdigen Gespräch mit dem evangelischen Religionsphilosophen Ernst Troeltsch am 4. Oktober 1918, das für ihn zum Anlaß wurde, „Die Auferstehung der Metaphysik“ zu schreiben.

„Diese äußere Niederlage unserer Waffen“, so hatte ihm Troeltsch gesagt, „ist nur die konsequente Folge jener inneren Niederlage, die wir bereits seit dem Tode Hegels dauernd erleiden, insofern wir den großen alten Väterglauben an die souveräne Macht des Geistes aufgegeben haben.“

„Wie ein Blitzstrahl“, so gestand Wust später, „durchzuckten diese Worte in jenem Augenblick meine Seele. Ich war wie vernichtet. Troeltsch sah mir an, wie ich bleich zusammensank und fügte – anspielend auf meine Glaubensnöte, die ich ihm brieflich geschildert hatte – noch die Mahnung hinzu: ‚Sie sind noch jung. Wenn Sie noch etwas für die Kräfte-Erneuerung unseres Volkes tun wollen, dann kehren Sie zurück zum uralten Glauben der Väter und setzen Sie sich in der Philosophie ein für die Wiederkehr der Metaphysik gegen alle müde Skepsis einer in sich unfruchtbaren Erkenntnistheorie.‘“

Und Peter Wust begann zu schreiben. Troeltsch hatte, wie Wust gestand, eine Bresche in seine Skepsis geschlagen und ihn wenigstens zum Glauben an so etwas wie einen persönlichen Gott zurückgeführt.

Ostern 1920 erschien im Verlag Felix Meiner, Leipzig, „Die Auferstehung der Metaphysik“ als Auswirkung und Frucht jener ersten Aussprache mit Ernst Troeltsch. „Es war“, so wird Wust später in „Gestalten und Gedanken“ versichern, „der erste schwere Stoß der Gnade, den ich an jenem Nachmittag empfangen hatte. Er hörte nicht mehr auf zu wirken, bis er mich in den Ostertagen von 1923 unversehens wieder ganz heimführte in die Arme der ‚Una Sancta Ecclesia‘. Seit jenem Tag war alle müde Skepsis hinweggefegt. Ich war wieder gläubig wie ein Kind.“

Troeltschs Verdienst um „Die Auferstehung der Metaphysik“ ist unbestritten. Daß aber jene Aussprache eine so entscheidende Reaktion in Wust auslöste, ist nur dadurch zu erklären, daß Troeltschs Worte in eine bereite Seele fielen. Wust war schon geraume Zeit auf jenen Lebensabschnitt zugegangen, zu dem ihm in dieser Unterredung am 4. Oktober Troeltsch endgültig das Tor geöffnet hatte.

Für diese Vermutung spricht vor allem, daß er in den vorausgegangenen Jahren, die er nachher als seine dunkle Nacht der Gottesferne bezeichnete, doch nie völlig losgekommen war – und letztlich auch wohl nicht loskommen wollte! – vom Glauben seiner Kindheit. Hatte ihn auch der Gang seiner geistigen Entwicklung immer mehr in die Gefolgschaft Kants hineingeführt, so hatte doch alle damit verbundene Erfüllung des Intellekts seine jahrelange Glaubensnot nicht zu mindern vermocht. Sie war es dann auch, die ihn mit Troeltsch zusammenbrachte und ihn schließlich in den bergenden Bereich der kindlichen Gläubigkeit zurückführte.

Und der gleiche Anlaß mag es gewesen sein, der Wust bereits vor der Unterredung mit Troeltsch dazu gebracht hatte, in Augustinus eine art- und schicksalsverwandte Gestalt zu erkennen. Fühlte er sich mit diesem schon dadurch verbunden, daß dessen Todestag, der 28. August, sein Geburtstag war, so sah er nunmehr vor allem in ihm die aufmunternde Bestätigung dafür, daß auch die größte

Gottesferne am Ende kein Hindernis für die wirkende Gabe sein kann, wofern der Mensch nur den Mut aufbringt, sich ihr völlig zu öffnen und auszuliefern.

So wird erklärlich, warum Wust später, in den Jahren der allgemeinen Glaubensgefährdung und Geistfeindlichkeit, in seinen Vorlesungen immer wieder eindringlich und beschwörend seinen Hörern gerade jene Aussage Augustins zurief, die in gleicher Weise menschliche Not und göttliche Hilfe bestätigt: „Du hast es so gefügt, o Herr, daß sich selbst zur Strafe wird jeder ungeordnete Geist.“ Und das andere Wort: „Von denen, die Gott suchen, läßt er sich finden, und in ihrem Suchen zieht er sie um so näher an sich heran.“

Man darf daher vermuten, daß jene Unterredung mit Troeltsch der eigentliche, jedoch nicht der einzige Anstoß gewesen ist, der Wust zur Niederschrift seiner „Auferstehung der Metaphysik“ veranlaßt hat. Mehr noch: Wägt man alle Faktoren, soweit sie überhaupt zu erkennen und zu erfassen sind, die damals mitgespielt und diesen Schritt Wusts bewirkt haben mögen, so scheut man sich, in ihm nur den Ausdruck und die Folge bloßen Umdenkens zu verstehen. Hier erfolgte nicht ein denkerischer Kurswechsel; hier vollzog sich eine völlige Umbeinung, die schon deutlich vor jenem 4. Oktober angefangen hatte und die sich über diesen Tag hinaus immer intensiver fortsetzte. Darum ist die Unterredung mit Troeltsch zu verstehen als der kritische Augenblick in einem Prozeß, dessen Tiefe und Schmerzlichkeit für Wust sich letztlich nur erahnen läßt.

Karl Pflieger, der ihm durch viele Jahre in geistiger Freundschaft eng verbunden war, spricht daher in seinem Buche „Dialog mit Peter Wust“ (329) zu Recht von der „Auferstehung der Metaphysik“ als einer „unter qualvollen Mühen zurückgelegten Etappe einer persönlichen Entwicklung“. Wie andererseits auch eine Passage aus einem Briefe Wusts an Matthias Laros, damals Pfarrer in Koblenz, geradezu als die genauere Bestimmung und Bestätigung dieser qualvollen Mühen verstanden werden darf. Darin heißt es: „Nur keine billigen Lösungen! Die Wahrheit liegt nirgends an der Oberfläche. Sie erschließt sich uns nur in ihrer ganzen Problematik in einem Suchen, das vor keiner Frage, auch nicht der radikalsten, zurückschreckt.“

Bekanntlich hat Wust, wie im ersten Kapitel seines Hauptwerkes „Ungewißheit und Wagnis“ nachzulesen ist, die Parabel vom verlorenen Sohn in ungewöhnlicher Weise ausgedeutet. In dem angeblich verlorenen Sohn sieht er den Typus des Menschen überhaupt, der nach den Irrungen und Gefährdungen des Lebens zurückfindet, getrieben von der Sehnsucht nach dem Vaterhaus.

Dagegen ist der Daheimgebliebene, der Pflichtbewußte, der sich seines Erbes bereits sicher glaubt und nun um dessen Verlust fürchtet, der eigentlich verlorene; denn der ist tot in der Liebe.

Erkannte Wust sich selbst in dem, der zurückfand? Man ist geneigt, diese Frage zu bejahen, wenn man seine gesamtpersönliche Entwicklung betrachtet und „Die Auferstehung der Metaphysik“ als eine der ersten Etappen darin. Dabei ist auffällig, daß diese Entwicklung anfänglich überwiegend szientifische Merkmale aufweist. Die „Auferstehung“ ist der deutliche Beweis dafür: Mit der ganzen Leidenschaft eines vom Sehnen nach der wirklichen Wahrheit erfüllten Menschen führt Wust in ihr die Analyse der philosophischen Situation seiner Zeit durch.

Da er seine Gedanken in einer lebendigen, anschaulichen und ausdrucksstarken Sprache anbietet, blieb es nicht aus, daß das Buch erhebliches Aufsehen erregte – vom Thema, dem sich diese Untersuchung verschrieben hatte, ganz abgesehen.

Je weiter man Wust auf seinem Wege begleitet, desto offensichtlicher bestätigt sich, daß die anfänglichen Kennzeichen einer kritischen Überprüfung der bisherigen wissenschaftlichen Position und des Ringens um eine neue geistige Orientierung immer mehr zurücktreten gegenüber soteriologischen Kriterien, ohne daß sie indes ganz verschwinden oder gar einem unkritischen Dogmatismus Platz machen.

Wusts Sprache wird nun immer deutlicher und eindeutiger. So wertet er in einem Briefe vom 11. Mai 1923 an Karl Muth, den Herausgeber des „Hochland“, seine „Auferstehung der Metaphysik“ als das Werk einer Entwicklungsphase, in der er sich vom Kantianismus zu reinigen – Wust sagt „zu reinigen“, nicht etwa „zu lösen“ – begann. Das war 1923, drei Jahre nach dem Erscheinen der „Auferstehung“.

Und nach weiteren vier Jahren, 1927, begegnen wir in seiner tiefnotenden Abhandlung „Die Krisis des abendländischen Menschentums“ einer Aussage Wusts, auf die das Wort Karl Pflegers, des vielleicht besten Kenners der Wustschen Geisteswelt, zutrifft: „Der Philosoph, der nur Erkennen ist, wird, wenn er kein Bekennen zu sein wagt, niemals zu jenen Philosophen gehören, welche die Menschheit unbedingt nötig hat. Was die Eigenart des Wustschen Denkens betrifft, so liegt sie eben darin, daß in ihm der Erkennen und der Bekennen in unzertrennbarer Einheit verschmolzen sind.“

Diese bekennende Aussage Wusts aber lautet: „Menschwerdung, ewige Menschwerdung! Es ist ein Thema, für das ich alle meine Lebensjahrzehnte bis jetzt geopfert habe. Zuerst versuchte ich es mit der grenzenlosen Wißbegier, und dann stürzte ich aus der Nacht des anfänglichen Kinderglaubens, in die so ganz andere Nacht des Zweifels. Ich wurde Philosoph, um Mensch zu werden. Aber eines Tages entdeckte ich dann, daß man erst Mensch werden müsse, um überhaupt Philosoph werden zu können. Welch ein unseliger Zirkel also!

Wie aber wird man Mensch? Nicht anders, so will es mir heute scheinen, gar nicht anders, als auf dem Wege, auf dem es Gott selbst geworden ist. Mit dem Leiden fängt es an, das Menschwerden; mit dem Leiden und dem geduldigen Bewußtsein, wie groß es ist, überhaupt leiden zu dürfen.

Und was folgt dann? Nun, dann folgt der vollkommene Bruch mit dem bloßen Stolz des Wissens und der unfrohen Wissensarroganz. Dann folgt jenes ganz andere, mit dem die kleinen Menschen, die ‚kleinen‘ in den Augen der Welt, zu beginnen pflegen. Nach einem langen Umweg entdeckt man dann, wie wahr es ist, was Thomas von Kempen einmal gesagt hat: ‚Es ist besser, Reue zu haben als metaphysisch das Wesen der Reue zu ergübeln.‘ – Und dann? Ja, dann kommt schließlich das Händefalten an die erste Stelle, und alles bloße Spekulieren rückt an die zweite Stelle, und immer mehr rückt es an die zweite Stelle...“

In seiner Abhandlung „Das Wiedererwachen der Metaphysik in der Philosophie der Gegenwart“, die Wust 1922, also nur zwei Jahre nach der „Auferstehung der Metaphysik“, veröffentlichte, treffen wir auf eine Aussage, die sich ausnimmt wie ein erläuternder Kommentar zu seinem ersten Bekenntnisbuch, wie Robert

Grosche, Prälat und Geistesfreund Wusts, dessen „Auferstehung der Metaphysik“ bezeichnet hat.

Darin heißt es: „Es wird gut sein, wenn wir uns hier zunächst noch einmal zum Bewußtsein bringen, was denn unter Metaphysik zu verstehen sei. Das Wort Metaphysik hat im Laufe der Geistesgeschichte allmählich einen tieferen Sinn empfangen. Es umfaßt in sich alle die Probleme, die auf eine höhere Wirklichkeit hinzielen, also auf eine Wirklichkeit unsichtbarer, unsinnlicher oder geistiger Natur, im Gegensatz zu jener Wirklichkeit, die wir mit Händen greifen, mit Augen sehen können. Der eigentliche Gegenstand der Metaphysik ist das Geistige. Daß unter den sichtbaren Erscheinungen der Natur und des Lebens sich ein Geistiges und Seelisches verbirgt, daß vor allem die Geschichte des Menschheitslebens geistige und seelische Entwicklung darstellt, das ist eines der Grundprobleme der Metaphysik. Und zwar Seelisches in einem substantialen Sinne, der den Glauben an die wirkliche Einzelseele nicht leugnet, wie das etwa jene sogenannte Psychologie ohne Seele tun zu müssen glaubt. Mit diesem Glauben an das wirkliche Dasein der Seele muß sich dann aber auch die Überzeugung von der freischaffenden Tätigkeit der Seele, an die menschliche Freiheit verbinden, und damit an die größere oder geringere Verantwortlichkeit alles menschlichen Tuns.“

Gerade dieser Glaube an die persönliche Freiheit im Handeln war unter der übertriebenen naturwissenschaftlichen Denkart des 19. Jahrhunderts fast völlig verlorengegangen. Aber diese Grundbestandteile der Metaphysik, die Persönlichkeit und die Freiheit, lassen sich nur dann gegen alle zweiflerischen Angriffe sichern, wenn auch der Glaube an ein Festes und Unvergängliches, an ein Absolutes, das wie ein sicherer Fels aus dem brandenden Meer der Zeitlichkeit aufragt, als notwendig erwiesen wird. Das Gottesproblem ist daher auch immer die Achse eines jeden metaphysischen Systems. Ohne einen Gottesbegriff – und vor allem: ohne einen persönlichen Gottesbegriff – läßt sich Metaphysik überhaupt nicht begründen, wird alles schwankend und unsicher, nicht bloß im Reich der Wahrheit, sondern auch im Reich des Guten, des Schönen, des Heiligen. Gott und die Seele und ihr Verhältnis zueinander zu erkennen: das sind auch heute noch, wie zu Augustins Zeiten, die Hauptaufgaben einer jeden Metaphysik.“

Gott und die menschliche, die vernunftbegabte menschliche Seele: das ist die eigentliche, die wesentliche, die zentrale, ja letztlich die einzige Frage jeder Metaphysik. Auch heute noch, wie Wust ausdrücklich herausstellt.

Mit dieser Frage zurechtzukommen, Antwort auf sie zu suchen und, vielleicht, auch zu finden, das ist die Aufgabe, die auch in der „Auferstehung der Metaphysik“ zu lösen ist in der großen Achsendrehung des Geistes vom Subjekt zum Objekt.

Das jedoch geht nicht ohne eine Absage an die triumphierende Vernunft, die alles aus sich selbst erzeugen zu können glaubt; das bedeutet eine Hinwendung zur beschauenden und zur demütig verehrenden Vernunft, eine Umkehr also von der Vernunftarroganz zur Demut und zur schweigend anerkennenden Ehrfurcht.

Denn die höchste Aufgabe der Philosophie – und mit diesem Gedanken schließt Peter Wust seine „Auferstehung der Metaphysik“ – besteht nicht darin, einem vorwitzigen Wissenstrieb exakte Begriffe als Nahrung vorzusetzen. Die Philoso-

phie hat ihre Aufgabe dann schon reichlich erfüllt, wenn sie den Menschen an die Seinsabgründe unmittelbar heranführt. Dort mag er sich dann schauernd über die dunkle, rätselschwangere Tiefe beugen und staunen und schweigen.

In „Naivität und Pietät“, erschienen 1925, greift Wust den in der „Auferstehung“ angesprochenen Gedanken auf und vertieft ihn zum eigenen Thema und zum eigentlichen Anliegen dieses Buches: nämlich zur Frage nach dem im metaphysischen Tiefengrund wurzelnden Wesen des Menschen.

Naivität wird dabei gesehen als der kindliche Urzustand des Menschen; die Pietät als die im Lebenskampf errungene Ruhelage der Weisheit.

Wie ist das zu verstehen? Dazu Wust: „Zwei Worte aus dem Gedankenschatz zweier großer Metaphysiker, die mich kurz hintereinander mit einer geradezu erschütternden Gewalt in die Seele getroffen hatten, führten mich wie zwei Leitsterne auf diesen neuen Weg der Spekulation. Das eine Wort war das bekannte Augustinuszitat aus den Confessiones: ‚Du hast uns für Dich erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.‘ – Das andere Wort, das dieses augustinische durch einen besonderen Unterton des modernen Geistes ergänzte, kam mir aus einem Briefe Fichtes entgegen, den er 1795 an Friedrich Jakobi gerichtet hatte: ‚Wir fingen an zu philosophieren aus Übermut und brachten uns dadurch um unsere Unschuld. Da erkannten wir unsere Nacktheit, und seitdem philosophieren wir aus Not für unsere Erlösung.‘“

Mit „Naivität und Pietät“ ist Wust vorgedrungen zur eigentlichen Wurzel christlicher Anthropologie. Das Buch ist durchglüht von anthropologischem, menschenbildnerischem und existenzerhellendem Bemühen.

Gegenstand aller Fragestellung in der „Dialektik des Geistes“, die 1928 erschien, ist der menschliche Geist – seine Geschaffenheit, sein Verhalten, seine Ruhelosigkeit, dagegen im Vergleich die erhabene Geistruhe Gottes.

„Gibt es vielleicht einen metaphysischen Leitfaden“, so fragt Wust, „der uns hindurchgeleiten könnte durch das tausendfältig verschlungene Labyrinth der Dialektik? Denn immer tiefer geriet ich in das Staunen über die gemischte Mittelnatur des Menschen, über die Mischung von ‚Es‘ und ‚Ich‘ in ihm hinein. Und von daher ergab sich mir das Thema: Die Dialektik des Geistes; d. h. die Deklinationsphänomene des endlichen Geistes bei seiner Stellung zwischen ‚Es‘ und ‚Ich‘. Das Weitere kam dann von selbst. Denn was soll man sagen, wenn man plötzlich in den Offenbarungsdokumenten des Christentums in naivster Form die gleiche Metaphysik des Geistes entdeckt, die man mühsam auf spekulativem und also recht dornigem Denkwege gefunden hat?“

Wust war zutiefst davon überzeugt, daß es einen Punkt im Menschen gibt, der als sein göttliches Erbteil aller Endlichkeit und Veränderlichkeit des Irdischen entzogen ist, „so daß wir, wenn es uns gelingt, bis zu diesem Ruhepunkt unseres Selbst hinabzusteigen, die oszillatorischen Phänomene unserer Endlichkeit ‚sub specie aeternitatis‘ zu betrachten imstande sind“.

Wenn Wust dann auch in der Folge wieder nur von einer Analogie des menschlichen Ewigkeitsstandpunktes mit dem göttlichen spricht, so hält er doch streng daran fest, daß es erstens das „historische An-sich“ gibt und daß zweitens der Mensch auch prinzipiell dazu imstande ist, dieses „An-sich“ zu erkennen: „Es

gibt eine Möglichkeit für den Menschen, sich auf jenen Standort zu begeben, von dem aus er als der metaphysisch geläuterte Mensch das Gewesene im Lichte der reinen Humanität zu betrachten in der Lage ist.“

In der Forderung eines absolut ruhenden Punktes in uns, der nichts anderes als das Göttliche im Menschen sein kann, kommt eine Metaphysik Wusts zum Ausdruck, die Gott nach aristotelisch-platonischer Vorstellung als den absolut Unbewegten und doch alles Bewegenden denken muß und für die, wie Wust es formuliert, „überall, in der Region unter uns wie in der Region über uns, die Dauer das Höchste ist und nicht die flackernde Oszillation des Augenblicks“.

Dabei geht Wust so weit, daß er die Wahrheit der Erkenntnis von der ethischen Reinheit des Menschen abhängig macht. Nur dem ethisch reinen Menschen, so fordert er, ist die Teilhabe an der Urwahrheit und an der Uerkenntnis Gottes garantiert.

Diese Forderung der Sittlichkeit als Vorbedingung der Erkenntnis ist getreu der philosophischen Tradition, in der Wust stand, eine nie aufgegebene Position seines Denkens gewesen. Das wird uns noch deutlicher vor Augen treten in der Analyse seines reifsten und eigentlich „existenzphilosophischen“ Werkes: „Ungewißheit und Wagnis“.

Diese letzte größere Veröffentlichung Wusts – 1937, neun Jahre nach der „Dialektik des Geistes“ erschienen – ist nicht nur das bekannteste und meistgelesene seiner Bücher, sondern auch die knappste und eindrucksvollste Zusammenfassung seiner philosophischen Gedanken und abermals als sein Versuch zu verstehen, sich auf dem Boden der alten Seinsmetaphysik dem Bewußtsein der Endlichkeit des Menschen zu stellen. Dabei findet das Kernstück der Gedanken Wusts, seine christliche Anthropologie des Geistes, in diesem letzten Buch wohl seinen reifsten Ausdruck; wie er auch selbst noch 1939 „Ungewißheit und Wagnis“ vor allen seinen anderen Büchern hochschätzte und als sein geistiges Vermächtnis ansah.

Im Mittelpunkt der Überlegungen dieses Werkes steht der Begriff der *insecuritas humana*, der menschlichen Ungesicherheit. Auf drei verschiedenen Ebenen gewissermaßen strebt der Mensch aus einer vorgegebenen Unsicherheit und Ungewißheit nach Frieden und Erfüllung in Leben und Wissen. Um es mit den Worten Wusts zu sagen: „Sichern will nämlich der Mensch zunächst seine vitale Existenz (als die niederste Ebene des Fortunaraumes); dann seine geistige Existenz als wahrheitssuchendes Vernunftwesen (und das ist dann die mittlere Ebene der natürlichen Erkenntnisungewißheit) und schließlich seine übernatürliche Existenz als ein Wesen, das nach Erlösung verlangt (und das ist dann die höchste Ebene der übernatürlichen Heilungsgewißheit).“

Da es aber zuletzt der eine Mensch ist, dessen innerstes Leben seine Bewegung auf die Ruhe in Gott hin bedeutet, vermag auch erst die Einheit und gottgesetzte Ordnung seines physischen, geistigen und gläubigen Daseins zusammen seine wahre Bestimmung auszudrücken.

In welchem Sinne, so fragen wir abschließend, ist nun die Philosophie Peter Wusts theologische Philosophie und näherhin christliche Philosophie? Zwei Antworten bieten sich darauf an: Erstens: Die Philosophie Wusts teilt den

metaphysischen „Glauben“ der griechischen Philosophie, d. h. sie ist Philosophie der Substanz, die über die Naturdinge meta-physisch hinausfragend das Ganze der Natur in einer höchsten Substanz begründet, diese höchste Substanz als Geist auslegt und den Menschen als endlichen Geist versteht; der aber durch das Göttliche des Geistes in ihm in seinem Höchsten, und das ist folglich auch bei ihm die Erkenntnis, an Gott irgendwie teilhat und damit in seinem Wesen absolut versichert ist, was zugleich auch absolute Maßstäbe seines Verhaltens ermöglicht. Zweitens: Wust übernimmt die griechische Metaphysik des Geistes in der Gestalt ihrer Fortführung durch christliche Denker, insbesondere durch Augustinus.

Diese verschärften das „analogische“ Denken der Griechen zu dem Gedanken des Seins als der Schöpfung Gottes, die entsprechend als von seiner Art, als sein Abbild verstanden wurde. Dem Menschen als dem höchsten Abbild entspricht als Wesenszug die Geistigkeit: Die griechische Priorität und der Primat des Geistes werden also im ganzen adoptiert und im Bereich des Menschen als Ebenbildlichkeit formuliert, die sich nun spezifisch christlich als Aufgabe der Verwirklichung des Geistes über die Nachfolge Christi, der absoluten Maßgabe der geforderten und gottgewollten Anähnlichung an Gott, begreifen kann.

Konkret ermöglicht ist die geforderte Befolgung des Willens Gottes aufgrund seiner in Christus und dessen Verkündigung ergangenen Offenbarung und deren Niederschlag in den Evangelien, die folglich als Lebensbuch aufgefaßt werden können, aus dem man aufgrund der dogmatischen Auslegung der Kirche prinzipiell für alle Fragen und möglichen Verhaltensweisen den geoffenbarten Willen Gottes sicher herauslesen und heraushören kann.

Die allgemein griechisch-mittelalterlichen theologischen Voraussetzungen Wusts sind also die der absoluten, in Gott begründeten und den Menschen absolut bestimmenden Positivität, Intelligibilität und Bonität des Seins und der analogia entis, d. h. der absolut versicherten Wahrheit und Freiheit des Menschen. Dazu kommen als spezifisch christliche Auslegungen Gottes, der Welt und des Menschen bei Wust noch hinzu: die nähere Auslegung der Bonität als absolute Liebe; die Schöpfung der Welt aus dem Nichts und die natürliche Christlichkeit des Menschen.

In diesem Sinne ist Peter Wust ohne Frage ein christlicher Philosoph gewesen. Seine Philosophie war denkend explizierter Glaube oder die in Bewußtsein und Theorie erhobene christliche Existenz. Für ihn ruht das System der Wahrheiten des Denkens auf dem Fundament der Wahrheiten des Glaubens auf; wie auch sein gesamter Denkweg vom Glauben ausging und wieder zum Glauben zurückkehrte.

Karl Pfleger, vom persönlichen Format her wie auch aus seiner langjährigen Geistesfreundschaft mit Peter Wusts Gedankenwelt wohl vertraut und daher, wie kaum jemand sonst, berechtigt und befähigt, über ihn und sein Werk ein wertendes Wort zu sagen, schrieb im Geleitwort zum „Sinnkreis des Ewigen“ dies: „Es gibt eine sehr im Formalen verbleibende Gesamtcharakteristik, welche die Philosophen in ‚Erkenntnis- und Bekenntnisphilosophen‘ unterscheidet. Hätte Wust solche Unterscheidung gelten lassen? Er würde sagen: Der Philosoph, der nur ein Bekenner ist, ist kein Philosoph, eben weil er nicht auch Erkennen ist; und der Philosoph, der nur Erkennen ist, wird, wenn er kein Bekenner zu sein wagt,

niemals zu jenen Philosophen gehören, welche die Menschheit unbedingt nötig hat. Was die Eigenart des Wustschen Denkens betrifft, so liegt sie eben darin, daß in ihm der Erkennen und der Bekennen in unzertrennbarer Einheit verschmolzen sind.

Das aber bedeutet, daß man keines dieser Wesenselemente zugunsten des anderen verkleinern oder gar ausschalten darf. Und wenn er es selber tut, darf man ihn nicht auf solche Selbstbeurteilungen festlegen; erst recht nicht, wenn diese Selbstbeurteilungen zu Selbstverurteilungen werden. Denn der Intellektuelle, der Wust in stärkstem Maße war, wurzelte tief im seelischen Bereich, und große Erschütterungen in diesem verursachten immer im geistigen Bereich seines Selbst- und Weltverständnisses ein feststellbares Erdbeben. Er war zweifellos wesentlich ein Intellektueller, ein vom Geist aus zur Ausschließlichkeit neigender Erkenntnis-mensch. ‚Ich wurde Philosoph, um Mensch zu werden‘, sagte er rückblickend. Und dies mit einer Ausschließlichkeit, daß er dem Ideal des selbstherrlichen Denkens den Glauben opferte.

Wir wissen, daß diese Krise nur von kurzer Dauer war. Als der Fortschritt seiner schauerlichen Krankheit ihm den Tod immer unausweichlicher näherückte, war er umgekehrt versucht, das seiner Not und Angst gegenüber so ohnmächtige Denken dem Glauben zu opfern. ‚Mir ist‘, so ist in einem Briefe nachzulesen, den er in dieser Notzeit schrieb, ‚als seien alle Kategorien des Denkens durcheinandergera-ten. Ich komme mir vor, als sei ich in ein Irrenhaus geraten. Sollte es vielleicht doch so sein, daß ein alogischer Rest den eigentlichen Grundkern des Seins ausmacht?‘

Ein Halbjahr später kritzelte er mir mit zitterndem Stift auf eine Postkarte das für einen berufenen Denker katastrophale Wort: ‚Alle Philosophie ist ein kostbarer Luxus – sub specie crucifixi.‘

Und in seinem ‚Abschiedswort‘ will er seinen Studenten, bevor er sie verläßt, einen Zauberschlüssel übergeben, ‚der‘, so wörtlich Wust, ‚ihnen das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könnte. Und dieser Zauberschlüssel ist nicht die Reflexion, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten könnten, sondern das Gebet.‘

Sind solche Worte im Munde Wusts die feierliche Bankrotterklärung der menschlichen Erkenntnisarbeit, ein Dementi seiner Philosophenlaufbahn? Schon ein Minimum von Einfühlungsgabe macht klar, daß es sich hier um die bei einem guten Christen ganz selbstverständliche Option für das eine Notwendige im Angesicht des Todes handelt. Und für einen Philosophen vom Schlage Wusts, dessen Denken ununterbrochen um ‚das Mysterium, das wir Leben nennen‘, kreist, ist es erst recht selbstverständlich, daß er seinen letzten Schritt ins Mysterium nicht denkerisch tut, sondern existentiell als einen Akt des Glaubens und der Liebe, als einen Akt totaler Hingabe.

Wust hat sehr früh sein Denken und seine Erkenntnisleidenschaft auf die Ideale der Weisheit und Heiligkeit hin orientiert als die absoluten Ziele menschlicher Vollendung. Wust hat niemals den Erkennen in sich verleugnet; er hat ihn nur sachte immer mehr in einen gleichzeitigen Bekennen umgearbeitet. Er ist den gleichen Weg gegangen wie Henri Bergson, während der von ihm so heiß bewunderte und beklagte Max Scheler den umgekehrten Weg eingeschlagen hat,

den tragischen Weg seiner glaubens- und hoffnungslosen Erkenntnis, der in die unaufhellbare Urnacht des Seins zurücksinkt.

Wir müssen uns also mit der Tatsache abfinden, daß Wust Erkenner und Bekenner in einem ist. Wollen wir aber zum richtigen Verständnis dieser Einheit kommen, so müssen wir von dem ausgehen, was sie im Falle Wusts ermöglicht und ihr das besondere Wustsche Gepräge gibt. Und das ist seine ausgesprochene intellektuelle Veranlagung. Er war nun einmal ein geborener und zum Geschäft des strengen philosophischen Rasonierens berufener Denker. Nicht nur ein glänzender Anwalt von Geist und Gott, wie es große Schriftsteller und Romanciers immer gewesen sind, von Tolstoi und Dostojewskij über Bloy, Chesterton, Bernanos bis zu Franz Werfel und Graham Greene. Aber im Grunde sind solche Geister, so unentbehrlich und unschätzbar sie für den geistigen, ethischen und religiösen Haushalt der Menschheit sein mögen, doch immer nur und zuallererst Bekenner. Es muß im Haushalt des geistigen Kosmos jedenfalls Menschen geben, die das Erkennen in einem so reinen, so strengen Sinn ausüben, daß es – unter bestimmten Voraussetzungen natürlich – beweisend ist.

Mag der temperamentvolle Gottesstreiter Bloy mit einem Faustschlag auf den Tisch die Philosophie als ‚eine nutzlose, wenn nicht gar verdammte Beschäftigung‘ bezeichnen, der gleichfalls temperamentvolle Wust versichert sein ganzes Leben lang – ausgenommen die Tage vor seinem Heimgang, die dem unmittelbar dringenden Heilsgeschäft gewidmet waren –, ‚daß die Philosophie für den Menschen, da ihm der Geist nun einmal gegeben sei, der allererste und unerläßliche Weg zur Wahrheit sei.‘“

Zu einer Wahrheit, die durch die von ihm gewünschte und formulierte Inschrift auf seinem Grabe in Mecklenbeck bei Münster bezeugt wird: „Aus dem Wirklichkeits-Traum durch Ungewißheit und Wagnis in den Wirklichkeits-Raum der Geborgenheit in Gott.“